

Literatur des Auslandes.

N^o 54.

Berlin, Mittwoch den 4. Mai

1836.

Frankreich.

Die Rhone-Inseln.

Aus Jules Janin's neuestem Romane: „Der Kreuzweg.“ *)

Ich muß es bekennen, indem ich diese Erzählung beginne, empfind ich in meiner Seele jene unschuldige Dichtersfreude, die ich schon wunder wie fern von mir, schon weit hinter mir glaubte. Mein Gemüth ist süß bewegt von der Begebenheit, die ich eben an meinem inneren Auge vorübergehen lassen und nun Euch Anderen vorträgen will. Woher kommt mir diese Freude, diese ungewohnte? Dies seltsame Interesse für meinen Helden? Wie so scheint mir diese ganz gewöhnliche Fabel mit einem Male so voll und reich an Interesse und Reiz? Ist es der leise Hauch der Lüfte, der durch mein Haar säuselt und die Leidenschaft dieses Herzens schmeichelnd lind in Ruhe wiegt? oder ist es der Einfluß dieses Baumes, der mich unbemerkt beherrscht, der hohen Eiche, in deren Wipfel das leichte Eichhörchen umherklimmt, während die laue September-Sonne ihr Antlitz in dünstig Gewölk verhüllt, auf daß der Vogel, der in den höchsten Zweigen zwitschert, noch heller und schöner singen möge, und mit ihm der Dichter, der am Fuße des mächtigen Stammes sitzt und schreibt? Nein, das ist es nicht, meine Freude rührt wo anders her; mein Glück ist über diesen Bäumen, diesem Gebirge, diesem Vogel, diesem Strom und all diesem Gemurmel und Gesang der Natur. Meinethwegen möchte ein Sturmwind plötzlich nieder-rauschen auf den Vogel und mich, und durch die Aeste der alten Eiche laufend, den Vogel verjagen, und mit den dürrer Blättern des Baumes auch diese armen Blätter Papier, die ich hier beschreibe, mit davon-führen; ich würde ganz so glücklich bleiben, als ich bin; möchten Wind und Sturm doch mit mir machen, was sie wollten, gelassen wie die kunstreiche Spinne, die ihr Gewebe immer wieder von vorn anfängt und in den Fäden, die sie aus ihrem Leibe hervorgezogen, sich wiegt und schaukelt, so würde auch ich dies Buch zum zweiten, zum dritten Male wieder beginnen, und immer voll des nämlichen ungetrübten Glückes, mich spielend ergeben, wönnig auf und nieder schweben in diesem Gewebe, das mir aus Kopf und Herzen sich entsponnen. Und verlangt der Leser nun endlich zu wissen, warum ich mich so glücklich fühle, indem ich die ersten Blätter dieser Geschichte niederschreibe? Weil es eine Erzählung ist, die von Jugend und Leidenschaften überschäumt und deren Held nicht mehr als zwanzig Jahre zählt.

O, die Jugend! die Jugend! — In einem Buche, in einem Drama, in einem Traum, in der Welt, überall, Alles vermag sie zu geben, zu ergänzen und zu erfüllen.

Gesegnet sey einem Jeden der Tag seiner Geburt! Mit welchem Auge sieht uns der Morgen des Tages alljährlich an, an dem wir zuerst das Licht der Welt erblickt! mit süßen Blicken milder Zärtlichkeit, wie ein Vater, der da schreiet und nach und nach sein zurückgelassenes Kind aus dem Gesichte verliert. Habt Ihr das nie erfahren, meine Freunde? nie stille gehalten zu Ueberschauung und Sammlung auf dem Gipfel dieser Eurer Schicksalsstunde, in der Euch zuerst Bewegung und Gedanke kam? — dieser Stunde, die ein Stückchen Zeit, ein Nichts im Raume, ein Echo der Jahrhunderte ist, wie Ihr selber ein Bruchstück der Menschheit, ein Widerschein des ewigen Gedankens, ein Hauch aus dem Odem des Schöpfers seht. Eure Geburtsstunde war Eure erste Sklaverei, sogar noch vor Eurer Mutter; den Glocken, die zu Eurer Taufe geläutet, gab sie den Klang und schwang sich dann in die Ewigkeit zurück, wo sie Eurer harret. O, Stunde meiner Geburt! du meine Zwillingeschwester — wie fern und weit liegst du von mir, in Nacht versunken, erblichen dein friedlich Licht! Verhüllter Stern, nach dem ich die Arme ausbreite, geh' mir wieder auf — o, du holde Stunde, du mein wie keine, die mich aus dem Schoß meiner freudetrunknen Mutter ans Licht hob, mich in die weiche Wiege bettete und, mich tränkend mit süßem Schlummer und heiliger Milch, mir die Seele einhauchte! Aber sie ist fern, dahin, aus der dünstigen Weite nur noch spärlich glitzernd wie ein erlöschender Stern — und kein Wort, kein Seufzer bringt sie zurück. Ich strecke meine Arme nach ihr aus, nur die leere Luft umfaßt ich; Eurpydice, meine Eurpydice, wo bist du? — Eurpydice! halt' die das Echo nach.

Kehren wir der Gegenwart den Rücken und steigen durch die Wildniß der Stunden Jahre aufwärts zurück ins Vergangene. — Beim Jahre 1804 machen wir Halt, dem schönen Jahre, welches das Kaiserreich ins Daseyn rief und auch den Helden meiner Erzählung. Beide, das Kaiserreich und mein Held, Prosper Chavigny, stehen auf einem

und demselben Blatte der Zeit, das eine in der Geschichte Frankreichs, der Andere in den Registern und Kirchenbüchern seines Dorfes. Zur nämlichen Zeit, als der kleine Chavigny in den Windeln lag, that der Kaiser seinen Sammetmantel mit den goldenen Bienen an. Und nun, welch' ein Wechsel des Schicksals! Das kleine Kind ist ein Mann geworden, und das Kaiserreich, sein Milchbruder, ist todt, todt bis auf die letzten Sprossen. Die Windeln des kleinen Prosper sind nur zu seinem eigenen Gebrauch gewesen und haben keinem anderen Herrn gedient, und der Kaiserliche Sammetmantel, ach du lieber Gott! ist viermal unterdessen umgeändert und neu zugeschnitten worden für gar verschiedenartige Inhaber: für einen legitimen König, für einen Pfaffen-König, für einen König in Kindesgestalt und für eine Revolution!

1804! Eine denkwürdige Epoche — ein schönes Jahr, um auf die Welt zu kommen! 1804 ist der Anfang eines neuen Jahrhunderts, ein Jahrhundert voll gewaltiger, schnell vorübergehender Revolutionen, Revolutionen, die vierzehn Tage dauern; ein Jahrhundert, das alle frühere höhnt und parodirt, vor Allem die Vergangenheit des siebzehnten und die von 1789, Richelieu wie Robespierre, Corneille wie Zola. Ein Jahrhundert, das, ohne viel Aufhebens von den Verlusten zu machen, die es treffen, und gleichsam als dürft' es sie nur eben mit leichter Mühe ergänzen, die großen Namen der Geschichte, Bonaparte's Namen und Condé's, erlöschen sieht — das auf der Schwelle steht zwischen Gut und Schlecht, in solcher Mitte zwischen beiden, daß es sich eben so wenig des Schlechten fähig, als untüchtig zum Guten erweist, leuchtend und matt von Arbeiten, die es selber nicht vollbracht; von Kriegen sich erholend, die es nicht begonnen; ein Jahrhundert bürgerlicher Art und dabei sogar ohne bürgerliche Leidenschaften; ein Spekulanten-Jahrhundert, das à la hausse und à la baisse auf- und abwägt über ein Gerücht, das ihm zugekommen ist, es weiß selbst nicht woher, und das nicht anders zu leben vermag, als in diesem Schwindel und Strudel. Meiner Meinung nach, sind alle unsere redlichen Steptiter, aus denen noch das Bischen gute Gesellschaft, das wir behalten haben, besteht, im Jahre 1804 geboren worden. Vier Jahr früher auf die Welt kommen, war zu früh; um ein Zweifler zu werden, hieß vier Jahre vor sich haben zum Glauben an den Ruhm. Der recht zeitgemäße Mann heut zu Tage ist der, der auch nicht einmal mehr zweifelt, denn auch noch der Zweifel ist ein Glaube. An gar nichts glauben, nichts bewundern, das ist unser soziales Evangelium. Der zeitgemäße Mann unserer Tage glaubt durchaus an gar nichts, an den Kaiser Napoleon weniger als an irgend Einen, an den Ruhm noch weniger als an die Tugend. Wer du auch seyn magst, lieber Leser, Gott bewahre dich davor, heut zu Tage ein zeitgemäßer Mann zu seyn.

... Unser junger Held, Prosper Chavigny, kam an einem schönen Frühlingstage auf die Welt, an guter Stelle, weit, gar weit von Paris; im anmuthigsten Winkel der Erde wurde er geboren, zwischen einem schönen Strom und einem hohen Berge, im schönsten Theile des südlichen Frankreichs, in einem Dorfe, das nicht auf der Karte steht und nicht einmal einen Friedensrichter hat, ein so ruhiges und friedliches Dörfchen ist es! Prosper Chavigny war das erste Kind seiner Aeltern und der letzte seines Namens, und heiß und zärtlich wurde er geliebt von seiner Mutter und seinem Vater, dem Winzer, Jean Chavigny. Sein Vater besaß ein massiv gebautes Häuschen, das dem Vater und schon den Vätern seiner Frau gehört hatte. Wenn die Thüre des Hauses ganz offen stand, so konnte man von der Straße aus durch den langen Flur und den Garten am Ende desselben den Rhone sehen — man hätte den Strom auf den ersten Blick für den bewachenden Hund halten mögen, so erschien er in der Ferne durch die Umgränzung des Laubes. Ich glaube nicht, daß ein schönerer Strom unter der Sonne zu finden ist als der Rhone; er hat eine mächtige Stimme und gewaltige Arme, und leuchtend und glänzend, geht er mit großen Schritten einher, frisch und voll immer seinen Platz behauptend, breit und stolz wie ein vornehmer Herr in der Fülle seiner Freiheit in übermüthiger Ruhe. Wenn der Tag schön werden soll, so ist der Strom Morgens mit Nebel bedeckt; die an seinen Ufer wohnen, freuen sich, wenn er sie beim Erwachen recht finster ansieht. — So hatte unser Kleiner also den Rhone zum ersten Freund und Gespielen. Der Rhone hatte ihn begrüßt, als er auf der Welt kam, und in seinem Silberblick wuchs er auf — er hielt dem Kinde den kleinen Spiegel seiner Flut vor, daß es sich beschauen konnte, spülte ihm glänzende Kiesel ans Ufer, wiegte ihn in Schlummer mit seinem klagenden Gemurmel und weckte ihn wieder mit rauschender Stimme. Das Kind seinerseits gab Liebe für Liebe — es gehorchte dem Strom, wie es seiner Mutter gehorchte. Wenn der Strom ihm sagte: Schlafe mein Kind! so schlief es lächelnd

*) Le chemin de traverse. 2 Vol. Paris, 1836.